

## Karl der Große und Widukind.<sup>1)</sup>

Von Karl Hampe.

Indem der Geschichtsschreiber aus den auf uns gekommenen Stoffmassen der Vergangenheit eine wertende Auslese des Wesentlichen vorzunehmen hat, spielt bei ihm das subjektive Moment eine noch größere Rolle als bei den Vertretern der meisten anderen Wissenschaften. Darum ist es begreiflich, daß nach gewaltigen Umwälzungen politischer, sozialer, weltanschaulicher Art das Wesentliche anders als vorher bestimmt, Licht und Schatten in der Rückschau neu verteilt werden. Betrifft das oft nur die nähere Vergangenheit, so hat die jüngste Umwälzung der ganzen deutschen Gedankenwelt die Tendenz, solche Umwertungen bis in die graueste Vorzeit hinein zu erstrecken. Es wäre indes gerade im Interesse einer geschlossenen nationalen Geschichtsauffassung sehr bedauerlich, wenn solche Umänderung der Vorzeichen nicht nach sorgfältigster Prüfung vorgenommen würde und dadurch womöglich ein Schwanken und Auseinanderklaffen des historischen Urteils an die Stelle früherer Einheitlichkeit träte.

Neben manchen anderen Abwandlungen begegnet man neuerdings in deutschen Büchern und Sagebüchern immer wieder einer mit großem Nachdruck vertretenen einseitigen Parteinahme für den freilich auch früher stets mit hoher Achtung behandelten Unabhängigkeitskampf der alten Sachsen gegen das überlegene fränkische Reich, wobei dann der Heerführer Widukind als der eigentlich deutsche Held gegen den übernationalen Karl, dem man kaum noch den Beinamen des Großen beläßt, wohl gar wenig geschmackvoll den des „Grausen“ beilegt, ausgespielt wird. Die Wurzeln solcher Zuspitzung dürften ziemlich weit zurückreichen. Wenn Hans Grimm in seiner großen epischen Erzählung „Wolf ohne Raum“ (1926) das Aufgehen der sächsischen Gemeinfreien, die noch selbst über ihre völkischen Gesetze zu bestimmen gehabt hätten, in den fränkischen Obrig-

---

1) Hauptaufgabe der deutschen Geschichtswissenschaft ist es, den geschichtlichen Stoff neu zu durchdenken und zu werten. Das kann nur in Form einer sachlichen und gründlichen Auseinandersetzung geschehen. Die Zeitschrift gibt hier einem der ersten Sachkenner das Wort über eine der heute am meisten umstrittenen Persönlichkeiten und behält sich vor, in nächster Zeit andere Stimmen hierzu zu Wort kommen zu lassen.

Die Schriftleitung.

keitsstaat bedauert, so ist er vielleicht noch von dem „alten Buche“ Justus Möser's, der bereits vor 166 Jahren geschriebenen „Osnabrückischen Geschichte“ beeinflusst und teilt mit ihm eine gewisse Überschätzung des sozialen und politischen Einflusses jener Gemeinfreien gegenüber dem eigentlich regierenden sächsischen Adel. Aus der Zeit noch vor dem Weltkrieg ist hier der verehrte Name von Hermann Löns zu nennen, der als Heimatforscher und Dichter in Prosa und Vers das blutige Ringen zwischen Sachsen und Franken wiederholt berührt und dabei von seinem Standpunkt aus für den „halbwelschen Franken“ „Charlemagne“ begreiflicherweise keine Neigung zeigt (vgl. „Für Sippe und Sitte“, aus dem Nachlasse 1924, S. 41, wo indes die Niedermetzelung des Frankenheeres am Sünkel im Widerspruch mit der umgekehrten Zeitfolge als Antwort auf das Blutbad von Verden hingestellt wird. Vgl. auch den Eingang des „Wehrwolf“ schon 1910, die Ballade „Das bunte Lied“ im „blauen Buch“, S. 159 ff. und vielleicht noch weitere Beziehungen). Die betonte Bevorzugung Widukinds auf Kosten Karls des Großen, dessen „glänzende Eigenschaften“ und sogar „sehr viele politische Güte“ der alte Möser voll anerkennt, geht, soviel ich sehe, vornehmlich auf das historisch nicht einwandfreie Kapitel „Widukind“ in dem erstmalig schon 1921 erschienenen Werke von Wilh. Schäfer, „Die dreizehn Bücher der deutschen Seele“ zurück. Denn dort erhält man von Karl, der übrigens auch von Schäfer in einem anderen Abschnitt noch als großer Herrscher und deutscher Mann gebührend gewürdigt wird, durch die sehr einseitige Art, in der er lediglich als blutiger Vernichter und grausamer Zwingherr dem heldenhaften Sachsenherzog Widukind gegenübergestellt wird, einen überaus ungünstigen Eindruck, zum mindesten wenn das Kapitel aus dem Zusammenhang des Ganzen herausgelöst gelesen wird. Man darf wohl vermuten, daß durch Schäfer Alfred Rosenberg stark beeinflusst ist, der durch die betonte Heraushebung Widukinds in seinem „Mythus des zwanzigsten Jahrhunderts“ weitere Antriebe in dieser Richtung gegeben hat.

Es lohnt kaum, die nur im Temperament verschiedenen, sonst ewig gleichen Wiederholungen, die gewiß nicht alle auf originaler Kenntnis der Dinge beruhen, durch die jüngste Sagesliteratur hindurch zu verfolgen. Vornehmlich sind es aber die Anhänger der altgermanischen Religion, die gegen Karl blankziehen als gegen den „Zerstörer der Heiligtümer“, der den Abschlußstrich unter die heidnisch-germanische Vergangenheit gemacht und die Romanisierung Deutschlands vollzogen habe. Wilhelm Teudt widmet ihm in seinem Buche „Germanische Heiligtümer“ (1929) ein be-

sonderes Kapitel, bei dessen Lektüre einem unwillkürlich der Gedanke kommt, dem Verfasser sei bei der Niederschrift von jenem Teufelspiegel in Andersens „Schneekönigin“ ein Splitter ins Auge geraten, der ihn alles nur noch in fragenhafter Verzerrung sehen ließ, so wie es dort heißt: „Die besten Menschen wurden häßlich oder standen mit dem Körper nach oben auf dem Kopfe; die Gesichtszüge wurden bis zur Unkenntlichkeit verdreht.“ Denn es gibt kaum eine Schändlichkeit, die er Karl nicht zutraut — etwa daß er Widukind zur Saufe nach Uttigny nur gelockt habe, um ihn dort zu beseitigen, oder daß er die germanischen Lieder und Sagen nur gesammelt habe, um diese „Stütze des germanischen Nationalbewußtseins“ „unschädlich zu machen“ (wobei man nicht recht begreift, warum er die mündlich verbreiteten dann überhaupt hat aufzeichnen lassen, vielleicht weil sie nur so auf „dem Scheiterhaufen“ verbrannt werden konnten?). „Völlige Hintansetzung aller Begriffe der Gerechtigkeit, des Rechts und der christlichen Gebote hinsichtlich Mein und Dein“ schreibt er dem Kaiser zu, dem es „nicht um Staats- oder gar Volkswohl, sondern um Befriedigung persönlicher Habgier“ zu tun war, „Mangel ehrenhafter deutscher Gesinnung“ und eine Fülle ähnlicher verwerflicher Eigenschaften mehr.

Un Teudt schließt sich wieder der Kreis um Ernst Bergmann an, in dessen Schriften, etwa in dem 1933 erschienenen Büchlein „Deutschland, das Bildungsland der neuen Menschheit“, Karl nur noch als der „westfränkische Sachsenschlächter“ erscheint, „der das Blut, edelstes Germanenblut auszrotten mußte mit Stumpf und Stiel, um wenigstens auf Gräbern das Christenkreuz aufpflanzen zu können“.

Angeichts solcher grundstürzenden Umwertung, der sich gewiß auch mancher Lehrer nicht ohne Bedenken anschließen wird, mag es doch gut sein, sich in ruhiger Prüfung die alte Ranke'sche Frage vorzulegen, wie es eigentlich gewesen sei. Ihre Beantwortung ist freilich nur möglich, wenn man nicht einfach von der Gegenwart aus heutige Anschauungen und Bestrebungen gewissermaßen mit modernem Scheinwerfer in die Köpfe der Menschen vor mehr als 1000 Jahren zurückstrahlt, sondern diese Menschen, wiederum nach gut Ranke'scher Art, soweit es geht, aus ihrer eigenen Zeit zu verstehen sucht. Konnte es doch bisher geradezu als ein Ruhmes-titel unserer mittelalterlichen Geschichtswissenschaft gelten, daß sie mit solcher Methode selbst über kirchenpolitische Fragen für die Anhänger der verschiedenen Konfessionen den ehemaligen Zwiespalt der Meinungen überwunden und eine im wesentlichen einhellige Auffassung erzielt habe. Bei aller Unsicherheit, die unser lückenhaftes und einseitig fränkisch gefärbtes

Quellenmaterial für jene Sachsenkämpfe in manchen Punkten bestehen läßt, kann man sich da in der Grundanschauung doch wohl zu einmütiger Beurteilung vereinen, zumal unter den neueren Forschern insonderheit Martin Linzel durch eine Reihe von Einzeluntersuchungen in der Zeitschrift „Sachsen und Anhalt“ und zuletzt in der ansprechenden Zusammenfassung „Der sächsische Stammesstaat und seine Eroberung durch die Franken“ (1933) sich erfolgreich bemüht hat, noch festeren Grund zu gewinnen. Ich kann hier auf beschränktem Raume natürlich nur die Hauptzüge, soweit sie für die in Frage stehende Wertung in Betracht kommen, andeuten.

Da ist zunächst zu sagen, daß die Sachsen keineswegs immer die von einem übermächtigen Gegner Überfallenen gewesen sind, sondern lange Jahrhunderte selbst erobernd vordrangen und auch später zumeist die Angreifer waren. Denn die auf archäologische und sprachliche Befunde aufgebaute, durch rechts- und sozialgeschichtliche Momente gestützte sowie mit der alten Stammes Sage im Einklang stehende These von dem kriegerischen Vordringen der eigentlichen Sachsen des Ptolomäus aus dem westlichen und mittleren Holstein seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. in Niederdeutschland, dürfte doch wohl gegenüber der älteren, zuletzt von Ludw. Schmidt verfochtenen, auch von R. Brandt noch nicht ganz aufgegebenen Annahme eines friedlichen Zusammenschlusses der zerplitterten Niederdeutschen zum Sachsenstamme die Oberhand behaupten. Die teils vertriebenen, teils unterworfenen Völkerschaften aber gehörten zumeist der nachmals fränkischen Gruppe an. Die sächsische Ausdehnung südlich gegen Thüringen, südwestlich gegen den Rhein zu mußte natürlich seit der machtvollen Ausgestaltung des Merowingerstaates früher oder später auf eine Gegenbewegung stoßen. Zur Zerstörung des beiden im Wege stehenden mitteldeutschen Thüringerreiches hatte man sich 531 noch zur Bundesgenossenschaft zusammengefunden, und den Sachsen war damals für ihre Kriegshilfe von den fränkischen Siegern ein Landanteil — wie es scheint, gegen Tributzahlung — überlassen. Eben diese lästige Tributforderung und wohl auch Grenzstreitigkeiten von mancherlei Art gestalteten seit der Mitte des 6. Jahrhunderts die Beziehungen feindselig. Noch konnten während der merowingischen Verfallzeit die angriffslustigen Sachsen ihre Gebietsgrenze bis nahe an den Rhein vorschieben. Erst mit dem Aufstieg der Karolinger wandelte sich das Bild. Karl Martell scheint auch einen Teil der Westfalen tributpflichtig gemacht zu haben. Pippin, der zwei sächsische Gaue einnahm, drang 753 schon bis an die Weser vor.

Dies war die Lage, die Karl der Große vorfand. Als er 772 den Kampf gegen die Sachsen — zunächst wohl noch in der Art des bisherigen Grenzkrieges, wenn auch in größerem Stil — eröffnete und dann bald über alle Teilerfolge hinaus die Unterwerfung des ganzen Stammes sich zum Ziel setzte, werden für ihn drei Hauptgesichtspunkte maßgebend gewesen sein. Heute würde man sagen, daß ein einziger Blick auf die Karte genügte, um zu zeigen, welch unnatürliche Lücke hier im Nordosten das tiefeinspringende Sachsengebiet in die Reichsgrenze riß. So einfach war die geographische Überschau damals noch nicht. Aber daß die von beständigen Überfällen bedrohte, durch keine natürliche Schranke geschützte Landgrenze erheblich verkürzt und ganz anders gesichert werden könnte, wenn es gelang, sie bis an die Elb-Saale-Linie vorzuschieben, hat der strategische Klarblick Karls selbstverständlich erkannt.

Zum militärischen kam zweitens — wenn man es bereits so bezeichnen darf — ein nationales Moment: der pangermanische, durchaus nicht etwa römische Zug, der die über das merowingische Staatsgebilde hinausführende Reichserweiterung Karls charakterisiert. Dieser einsichtige und ganz und gar germanische Herrscher hat ja nach erreichter Befriedung den Sachsen ähnlich wie den Bayern und Langobarden eine mit den Franken gleichberechtigte Stellung in seinem Weltreiche zuerkannt. Und daß das bewußt wegen ihres Germanentums geschah, während er den Slawen gegenüber mit den beiden Abstufungen der Markenorganisation und der bloßen Einflußsphäre ganz anders verfuhr, hat ja neuerdings H. Ubin in seinem lehrreichen Vortrage über „Die Ostgrenze des alten deutschen Reiches“ (Hist. Vierteljahrsschr. 28, 1933) scharf herausgearbeitet.

Drittens aber: der Karolinger stand zu der christlichen Kirche in einem viel engeren und verpflichtenderen Bundesverhältnis als die Merowinger. Hatte für diese bei der Ausdehnung ihrer Herrschaft über heidnische Gebiete die Missionsidee noch keine wesentliche Rolle gespielt, so hatte sich die Staatsgewalt Karls ganz in den Dienst dieser zugleich religiösen und kulturellen Aufgabe gestellt, wie umgekehrt die Kirche mit allen ihren Kräften auch wieder der Staatsgewalt zu dienen hatte. Unterwerfung und Bekehrung gingen da allenthalben Hand in Hand, und nach der Auffassung der Zeit durfte man, wo es das Reich Gottes im Sinne Augustins auszudehnen, heidnische Seelen vor ewiger Verdammnis zu erretten galt, auch vor Druck und Gewalt nicht zurückscheuen, wie man denn auf der Gegenseite ja auch keine humanere Gesinnung kannte.

Obwohl nun die über mehr als drei Jahrzehnte sich erstreckende Kette

der Sachsenkriege durch andere Unternehmungen Karls gegen Langobarden, spanische Mauren, Bayern und Awaren unterbrochen wurde und trotz der schwer zu überwindenden Hemmnisse, die Waldgebirge, Sumpfboden und Überschwemmungsgebiete Niederdeutschlands boten, waren doch gegenüber der von einem wahrhaft genialen Führer mit kristallklarer Helllicht und stählerner Willenskraft gelenkten fränkischen Einheitsmacht die nur zu einem locker gefügten Bundesstaat zusammengeschlossenen Kräfte der aristokratisch gefärbten sächsischen Republik von vornherein im Nachteil. Wohl besaß man dort, wie erst unlängst durch Auffindung einer älteren Fassung der Lebensbeschreibung des angelsächsischen Missionars Eiaswin (Lebwin) sichergestellt ist, in der jährlich einmal in Marlo an der Weser zusammentretenden Landesversammlung, wegen deren Repräsentativcharakter Linkel die Sachsen als die Begründer des parlamentarischen Systems in Europa bezeichnet, ein für den Friedenszustand leidlich ausreichendes ständisches Bundesorgan. In Kriegszeiten aber trat an die Spitze des bewaffneten Volkes ein Herzog, der nach Angabe Bedas für je ein Jahr durch das Los aus der Zahl der adligen Gauführer erwählt sein soll — ein Verfahren, das doch nicht einmal in dem so losseifrigen Athen der perikleischen Zeit gerade für das Strategenamnt anwendbar erschien. Mochte es bei den Sachsen für kleinere Streifzüge über die Grenze brauchbar sein — daß es in den immer gewaltigeren Kämpfen gegen die Franken nicht beibehalten sein kann, beweist allein schon die Figur des westfälischen Edelinges Widukind, der eine Reihe von Jahren hindurch von 778 bis 785 als der Hauptheerführer der Sachsen erscheint, was bei einer wirklich durchgeführten jährlichen Auslosung unmöglich gewesen wäre. Ob aber von einer Zusammenfassung sämtlicher Streitkräfte und einem einheitlichen Kriegsplan in dem lockeren Nebeneinander der Gaue und der mehr geographisch und ethnologisch als politisch voneinander unterschiedenen Landschaften: Westfalen, Engern, Ostfalen und Nordalbingien überhaupt die Rede sein konnte, ist sehr fraglich.

Noch mehr als durch diese politischen Verhältnisse wurde die Widerstandskraft der Sachsen geschwächt durch ihre sozialen Gegensätze. Bekanntlich standen die grundherrschaftlich mächtigen Edelinges, die über zahlreiche bewaffnete und hier auch mit politischen Rechten ausgestattete hörige „Liten“ geboten, in streng kastenartigem Abschluß und ungeheuer gesteigerter rechtlicher Vorzugsstellung den dadurch fast als Minderfreie erscheinenden, wenn auch zahlenmäßig ihnen natürlich überlegenen „Fringlingen“ gegenüber. Daß diese von den sonstigen germanischen Verhältnissen

stark abweichende sozialrechtliche Struktur eine befriedigende Erklärung nur findet, wenn man in den Edelingen die von Norden her vorgebrungenen und nun über die unterworfenen niederdeutsche Bevölkerung herrschenden ursächlichen Eroberer erkennt, möchte ich nach der vornehmlich von H. Brunner, R. Much, D. Philippi und M. Linkel begründeten These doch für sehr wahrscheinlich halten, wenn auch den von R. Brandt kürzlich (im Niedersächsl. Jahrb. 10, 48) dazu geäußerten Bedenken zugestanden werden mag, daß diese Verhältnisse nicht für das gesamte Sachsengebiet als allzu schematisch gleichmäßig angenommen zu werden brauchen und z. B. eine engere politische Geschlossenheit der drei Stände für die nördlichsten alt-sächsischen Landschaften leicht erklärlich sein würde. Dagegen bedarf es meines Erachtens nicht notwendig der quellenmäßig doch nur schwach begründeten Annahme Linkels, die Edelinges hätten schon damals wie über ein halbes Jahrhundert später (842) im „Stellingabund“ der Freien und Liten gegen sie ihre Vorzugsstellung als von unten her revolutionär bedroht empfunden und sich aus diesem Grunde bald an Karl den Großen, der ihnen Besitz und Vorrechte verbürgte, angeschlossen. Weshalb sollte nicht bei ihnen nach den ersten Kampfesjahren die Erkenntnis der unentrinnbaren fränkischen Überlegenheit mit der Wahrnehmung ihrer Standesinteressen und einer nachweislich geringeren Abneigung gegen die dem Adel manche Vorteile bietende christliche Kirche zusammengewirkt haben? Tatsache ist jedenfalls, daß um 782, als die Unterwerfung und Christianisierung Sachsens, das nunmehr als ein Teil des Frankenreiches selbst galt, für gesichert gehalten und die fränkische Grafenschaftsverfassung auf das Land übertragen wurde, Karl mindestens einen großen Teil jener Edelinges, mit denen als den eigentlich Regierenden er wiederholt Verträge geschlossen hatte, für frankenfreundlich genug ansehen konnte, um sie nicht nur in ihrer grundherrschaftlichen und ständisch eher noch gesteigerten Vorzugsstellung zu belassen, sondern sie geradezu als gräfliche Beamte zu verwenden. Damals sind denn auch zum erstenmal sächsische Truppen zum fränkischen Heerbann gegen die ins thüringisch-sächsische Grenzgebiet eingefallenen slawischen Sorben aufgeboden worden.

Immerhin machten diese ganzen Maßnahmen den Sachsen sonnenklar, daß es mit ihrer alten Verfassung und Unabhängigkeit ebenso zu Ende sein sollte, wie mit ihrem heidnischen Götterglauben. Das hat dann noch einmal zur Empörung geführt, die nun freilich als Hochverrat gelten mußte und als solcher mit der Todesstrafe bedroht war. Ein erfolgreicher Kampf der Rebellen mit jener gegen die Sorben aufgebodenen fränkischen

Heeresabteilung, die größtenteils niedergemetzelt wurde, war die nächste Folge. Und daß es neben der frankenfreundlichen Adelspartei auch noch Edelinges gab, die des Volkes Sache zu ihrer eigenen machten, zeigt nun die Gestalt Widukinds, der in unseren Quellen zum erstenmal 777 als wegen seiner „Untaten“, d. h. wegen frankenfeindlicher Handlungen, verfolgt und zu dem ihm durch seine Gemahlin angeblich verwandten Dänenkönig flüchtend erwähnt, dann als Erreger und Führer der Erhebungen von 778 und 782 genannt wird.

Über seine Persönlichkeit wissen wir im Grunde herzlich wenig. Daß er selbst sehr ausgedehnte Besitzungen in Westfalen und Engern, wahrscheinlich auch im Hessengau zu verteidigen hatte, steht fest; aber ihre Sicherung wäre ihm ja vielleicht am besten durch raschen Anschluß an die Franken gelungen. Ob er je in aller Form zum „Herzog“ der Sachsen oder auch nur einer einzelnen Landschaft erhoben worden ist, bleibt ganz ungewiß. Daß sich aus der tatsächlichen Führerrolle, die ihm gewiß infolge hervorragender Eignung zufiel, für den Fall siegreicher Behauptung eine monarchische Stellung ergeben haben könnte, ist sehr wohl möglich, braucht aber darum noch nicht sein Ziel, wie es ihm eine fränkische Quelle unterschiebt, gewesen zu sein. Auch das Festhalten an den alten Göttern war dem kaum die Hauptsache, der schon nach wenigen Jahren ohne Zwang selbst die Taufe nahm und nach seinem Tode vom christlichen Volke wie ein Heiliger verehrt worden ist. So wird es ihm in der Tat wohl in allererster Linie um die Unabhängigkeit seines Stammes zu tun gewesen sein, und diesen nach Niederlagen und mehrfacher Flucht über die Grenze zu Dänen, Friesen und Nordalbingiern immer wieder neu angefauchten heldenhaften Kampf hat man denn auch zu allen Zeiten, nicht erst heute, mit hoher Anerkennung gewürdigt. Ja, Karl selbst ist darin, wie sein späteres Verhalten zeigt, vorangegangen.

Zunächst freilich hat ihn 782 der vom Gesetz mit Tod bedrohte Aufruhr, der zu so schmerzlichen fränkischen Verlusten geführt hatte, und nicht weniger sicherlich die Ermordung der bereits in den Landen an der Unterweser wirkenden christlichen Missionare, der Schüler des noch mit knapper Not geretteten Willehad, in leidenschaftlichste Erregung versetzt, in der er nur noch in der Anwendung äußerster Strenge ein Heilmittel gegen die stets aufs neue emporflammenden verlustreichen Empörungen erblickte. Auch jetzt standen die Edelinges ganz überwiegend auf seiner Seite; sie waren es sogar, die ihm, als er selbst weserabwärts bis an die Mündung der Aller vorgerückt war, die Rebellen in Gestalt von 4500



(wie man annehmen muß, wesentlich freien) Sachsen, deren Führer und Anstifter Widukind wiederum zu den Dänen hatte entfliehen können, zur Vollziehung der Todesstrafe auslieferten, nachdem deren Kapitulation und Entwaffnung entweder in Masse oder gruppenweise — vermutlich in Zuvorsicht auf Begnadigung — vorausgegangen war; denn daß dies Edelinges waren, die sich freiwillig stellten, wie W. Schäfer meint, entspricht nicht den Tatsachen. Da ist nun Karl, wie bekannt, nicht davor zurückgeschreckt, die furchtbare Massenhinrichtung bei Verden 782 wirklich vollstrecken zu lassen.

Der moralische Makel, der durch diese Tat an seinen Namen geheftet ist und der auch bei den oben angedeuteten Umwertungen der Gegenwart die Hauptrolle spielt, ist allein durch die Zahl, die man vergeblich herabzumindern versucht hat, bedingt. Niemand würde es anstößig finden, wenn er eine geringe Menge von hochverräterischen und glaubensabtrünnigen Empörern der gesetzlichen Todesstrafe überantwortet hätte, die ja nach dem drakonischen altsächsischen Recht schon auf Diebstahl von Vieh oder Bienen, nach der karolingischen Ergänzung dieses Rechts gar auf bewußtes Unterlassen der Saufe, Leichenverbrennung nach heidnischer Sitte und absichtsvolles Verlehen des kirchlichen Fastengebotes stand. Selbst die von Otto dem Großen 955 vollzogene Hinrichtung von 700 slawischen Kriegsgefangenen pflegt man schweigend hinzunehmen. Daß aber bei Verden die Zahl in die Tausende ging, schlägt dem Faß den Boden aus. Sicherlich ist diese grausame Tat, die selbst aus den Zeitanschauungen heraus zwar zu begreifen, aber nicht zu billigen ist und als Ausfluß der Willensdämonie eines der ganz Großen der Weltgeschichte etwa der entsetzlichen Schrift Martin Luthers „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern“ an die Seite gestellt werden kann, weder vom Standpunkt neuerer Humanität, noch von dem neuester Rassenethik irgend zu rechtfertigen. Sie hat auch politisch das Ziel der durch ein furchtbares Exempel zu erreichenden Befriedung verfehlt. Denn die allgemeine Entzündung der Sachsen hat alsbald den Aufruhr im ganzen Lande neu entzündet und die Kämpfe, wiederum unter Führung Widukinds, der auch einen Teil der Friesen zum Abfall brachte, in den beiden folgenden Jahren erst zur vollen Höhe leidenschaftlicher Erbitterung und kriegerischer Entfaltung emporgehoben.

Als aber Karls Macht, Kriegskunst, Technik und Willenskraft den Franken auch in diesen furchtbaren Jahren schließlich die Überlegenheit sicherte, als der König, der nun auch im Winter dem Feinde nicht Zeit

zu neuer Sammlung gelassen hatte, 785 durch das ringsum unterworfenen Land bis in den Bardengau an der Unterelbe vorgerückt war, bewährte er doch auch hier seine hohe politische Einsicht. Denn mit den noch unbezwungenen Sachsenführern Widukind und Abbio, die sich nach Nordalbingien zurückgezogen hatten, knüpfte er durch sächsische Bevollmächtigte Verhandlungen an, und indem er sich nicht scheute, ihnen für ihre Sicherheit und Straflosigkeit Geiseln zu stellen, bewog er sie in der That, ihm in das Frankenreich zu folgen. Da hat denn noch vor Ende des Jahres in seiner Gegenwart in der Pfalz, Altigny an der Aisne, ihre und ihrer Genossen Taufe stattgefunden. Karl selbst übernahm bei dem hartnäckigsten seiner Gegner das Patenamnt und ehrte ihn durch kostbare Geschenke. Seitdem hat Widukind, der sich von der Unüberwindlichkeit des großen Herrschers überzeugt haben mochte, in die weiteren Geschehnisse seines Volkstammes nicht mehr eingegriffen, sondern den Rest seiner Tage in Zurückgezogenheit, wohl auf seinen Besitzungen, verbracht. Und die Kirche hat diesen wichtigen Proselyten nachmals zwar nicht kanonisiert, aber doch seinen Gedächtnistag gefeiert und seine Reliquien andächtig bewahrt.

Karl konnte nun wirklich glauben, der Sachsen endgültig Herr geworden zu sein. Auf sein Ersuchen ordnete denn auch Papst Hadrian I. an, in der ganzen abendländischen Christenheit ein Dankfest zu begehen. In der That folgten sieben ruhige Jahre, die zur staatlichen und kirchlichen Organisation des neuen Landesteiles verwendet werden konnten. Seit 792 sind dann freilich noch einmal langjährige erbitterte Kämpfe in den nördlichen alt-sächsischen Gebieten Nordalbingiens und in dem Gau Wigmodia zwischen Elbe und Unterweser im Einverständnis mit den fernen Awaren ausgebrochen. Sie haben von da auch weiter nach Süden gegriffen und Karl noch genug zu schaffen gemacht, brauchen uns aber hier nicht weiter zu beschäftigen. Seine Energie blieb auch in ihrer Bewältigung völlig ungebroschen, und die durchgreifende Schärfe seiner Maßnahmen war keineswegs abgeschwächt, nur klüger berechnet. Gewiß haben auch die nun vorgenommenen Zwangsberpflanzungen von rund 10000 Familien der in den nördlichen Bezirken wohnenden hartnäckigsten Gegner in kleine durch das Reich zerstreute Sachsenkolonien und ihr Ersatz durch fränkische Ansiedler den Betroffenen Elend genug gebracht. Indes gerade diese Maßregeln haben sicherlich am meisten dazu beigetragen, die Eingliederung des zähen Volkstammes in das Frankenreich zu erleichtern und die beiden für den deutschen Staatsbau wichtigsten Stämme einander anzunähern. Büßten die Sachsen mit ihrem Sonderdasein auch die poli-

tische Selbstbestimmung ein, so behielten sie doch persönliche Freiheit und Grundbesitz, ebenso zwar unter Anpassung an die neuen Zustände, aber unter Abmilderung des anfangs erlassenen Ausnahmegesetzes ihr Sonderrecht und ihre alte ständische Ordnung bei und wurden hinfort, wenn sie sich auch nur schwer an die zum Unterhalt der neugegründeten christlichen Kirchen unumgängliche Zehntzahlung gewöhnten, zu einem mit den Franken durchaus gleichberechtigten, von der früheren Tributpflicht befreiten Teil des karolingischen Weltreiches. Und dies überationale Zwischenstadium war doch wohl nötig, um die getrennt und oft genug feindselig nebeneinander hergehenden Stämme des deutschen Bodens erst einmal durch staatliche und kirchliche Bande überhaupt zusammenzuschweißen, auf daß dann nach wenig mehr als einem Jahrhundert aus dem Zerfall des umfassenden karolingischen Machtgebildes das ruhmvolle erste Reich der Deutschen unter Leitung eines Herrscherhauses entstehen konnte, das durch Ottos I. Mutter Mathilde bald auch den alten sagenumwobenen Heerführer Widukind zu seinen Ahnen zählen durfte.

Aber nicht er war es, der diese Zukunft bestimmt hatte, denn der große Gang der geschichtlichen Entwicklung wäre derselbe gewesen, auch wenn Widukind gar nicht gelebt hätte. Vielmehr war es sein fränkischer Gegner, dem lehtin das Herrscherhaus der Ottonen die Möglichkeit des Aufstieges zur Spitze des geeinigten Deutschlands verdankte. Nichts berechtigt uns zu der Annahme, daß ohne Karls Eingreifen vom Norden her und wohl gar unter der Führung eines Widukind, in dem man heute gern einen „Träger der deutschen Reichsidee“ sehen möchte, ein engerer Zusammenschluß der späteren deutschen Stämme außerhalb des fränkischen Reiches irgendwie hätte gelingen können. Die Behauptung der sächsischen Selbständigkeit hätte nur eine dauernde Spaltung der deutschen Welt in Nord und Süd zur Folge gehabt. Das hat auch wohl unwillkürlich im Bewußtsein noch der späteren Niedersachsen mitgespielt, wenn gerade sie durch das Mittelalter hindurch über Eise von Regow und sein bald auf Karl selbst zurückgeführtes Landrecht des Sachsenspiegels und die nach den Vorstellungen des ausgehenden Mittelalters mit dem Frankenkaiser verknüpften Rolandssäulen und Femgerichte hin bis tief in die Neuzeit etwa zu Immermanns Oberhof und dem alten westfälischen Hofschulzen mit seinem Schwerte Caroli Magni das Bild ihres blutigen Zwingers mit besonderer Verehrung in ihrem Herzen bewahrt haben.

Aber noch mehr! Auch der west-östliche Zug der deutschen Geschichte hat die Angliederung des Sachsenstammes an das fränkische Reich zur

notwendigen Voraussetzung. Schon längst war ja die Flut des Slawentums in die ehemals germanischen Gebiete des Ostens von der Weichsel her bis heran an die Elbe vorgeedrungen. Gewiß hätten die Sachsen gegen sie ihr Land aus eigener Kraft zu verteidigen vermocht, und Karl hat, was man ihm vom heutigen rassenpolitischen Standpunkt vorwerfen mag, in den letzten Kämpfen sich nicht gescheut, die ihm als Förderaten treu ergebenen slawischen Abodriten gegen die Nordalbingier auszuspielen und ihnen sogar Sachsendaue jenseits der Elbe, die durch seine Deportationen verödet waren, auszuliefern, wobei wohl auch militärische Rücksichten auf eine gut zu verteidigende Stromgrenze des Reiches mitgewirkt haben mögen. Das war einstweilen eine lokale Einbuße germanischen Besitzes. Betrachtet man jedoch die Entwicklung im großen, so wurde die germanische Gesamtbewegung gegen die Slawen doch erst rückläufig, als das Sachsenland ein Teil des fränkischen Weltreiches geworden war, und da hat denn „mit der Markenbildung an der Slawengrenze“, wie H. Aubin es treffend ausgesprochen hat, „Karls Schöpferkraft die Form geprägt, in welcher noch auf Jahrhunderte das deutsche Volk seine Verteidigung führen und die große vom Kaiser gewiesene und der Natur der Sache nach vornehmlich den Deutschen zufallende Aufgabe verwirklichen sollte, dem ostmitteleuropäischen Raume die abendländische Gesittung zuzuführen“ und — fügen wir hinzu — ein gut Teil davon dem Germanentum zurückzugewinnen.

Übrigens wäre es vom nationalen Standpunkt aus auch für die deutschen Belange nach Westen hin recht bedenklich, wollte man Karl den Großen, diesen kerngermanischen, ganz und gar nicht romanisierten Mann, der, wie uns allein schon Einhard's Schilderung dartut, weder im galischen, noch im römischen, sondern allein im deutschen Boden wurzelte und — soweit man davon in dieser Frühzeit schon reden kann — deutsche Art in Tracht, Sprache und Dichtung vertrat, leicht hin von uns abstoßen und unseren Nachbarn preisgeben. Die Bezeichnung „Westfranke“, wie ihn jüngst auch Joh. v. Leers, *Der Kardinal und die Germanen* (1934) S. 51 nennt, legt das nur allzu nahe. Weiß man doch, wie sehr die Franzosen seit der „Karlsrenaissance“ unter Philipp II. August und Philipp dem Schönen bis zu den Napoleonen und weiterhin darauf erpicht gewesen sind, den großen Weltbeherrscher ganz für sich zu annektieren, um damit zugleich dann Ansprüche auf dessen Gebietsumfang weit über den Rhein hinaus nach Osten zu begründen.

Freilich für Ernst Bergmann ist der Westfranke Karl eine verhasste

Figur viel weniger noch aus nationalpolitischen Gründen, als weil er zusammen mit Bonifatius „unseren artrechten Christus“ zerstört, und „um die südliche Christentumsform einzubürgern, den germanischen Menschen überhaupt ausrotten mußte“. Und von seinem Standpunkt aus, dem das heute nur einstweilen noch aus politischen Rücksichten in Deutschland geduldet Christentum (vgl. die obengenannte Schrift S. 90) „ein düsterer und fluchwürdiger Uberglaube“ ist, dem „die zwei Jahrtausende Christentum, die heute zu Ende gehen, das trübste und traurigste Kapitel der Menschheitsgeschichte darstellen“, hat er sicherlich nicht Unrecht, einen Herrscher wie Karl, dem Staat und Kirche auf das engste miteinander verbunden waren, der sich seinem Gotte für Ausbreitung christlichen Glaubens und christlicher Sitte tief verantwortlich fühlte, rundweg abzulehnen. Jedoch was bleibt dann eigentlich noch von der ganzen weiteren deutschen Geschichte, die nun einmal ihren christlich bezeichneten Weg genommen hat, deren ganzes Kulturgut seit dem der sächsischen Art angepaßten Heliand von christlichen Vorstellungen völlig durchdrungen ist? Was bleibt selbst von Martin Luther, wenn man das paulinische Christentum verdammt? Und, so möchte man zum Schlusse fragen, was bleibt von dem zuletzt doch ohne unausweichlichen Zwang Christ gewordenen, von der kirchlichen Legende als frommer Erbauer vieler Gotteshäuser verherrlichten Widukind selbst?